

REBECCA FLEET
Die Stiefmutter



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Alex und Natalie sind glücklich verheiratet. Natalie hat Alex nicht nur über den Tod seiner ersten Frau hinweggeholfen, sondern ist auch eine liebevolle Stiefmutter für seine Tochter Jade. Doch eines Abends bricht in Alex' Abwesenheit ein Feuer im gemeinsamen Haus aus – und Jade überlebt nur knapp. Im Krankenhaus spricht sie von einem unheimlichen Mann, vor dem sie sich in dieser Nacht versteckt hat. Natalie bestreitet jedoch, dass ein Fremder im Haus gewesen sein könnte. Als Jade sich immer seltsamer verhält, beginnt Alex Nachforschungen anzustellen – ohne zu ahnen, dass dabei seine heile Welt in Flammen aufgehen könnte ...

Mehr Informationen zu Rebecca Fleet
und lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Rebecca Fleet

Die Stiefmutter

THRILLER

Aus dem Englischen von
Ivana Marinovic

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
»The Second Wife« bei Doubleday, Penguin Random House UK, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® No01967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Februar 2022

Copyright © der Originalausgabe 2020 by Rebecca Fleet,

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2022

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur GmbH

Umschlagmotiv: Arcangel Images (477787)

Redaktion: Sabine Thiele

LK · Herstellung: ik

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49222-0

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Saskia

TEIL EINS

Alex

September 2017

Mitternacht ist schon vorbei. Die Lichter entlang des Piers gleichen hüpfenden elektrostatischen Funken, die sich silbrig flimmernd auf dem Meer spiegeln. Ich gehe schnell gegen den Wind an. Salzige Gischt legt sich auf mein Gesicht und dringt zwischen den Hemdknöpfen hindurch. Meine Schuhe donnern über die Promenade, der Klang hallt bebend in die Stille empor. Zu dieser Jahreszeit ist es hier wie leer gefegt.

Ein dumpfer Schmerz breitet sich in meinen Muskeln aus, und das Bier, das ich getrunken habe, lässt mich ein wenig schwanken, doch innerlich sprühe ich vor Zufriedenheit. Ein guter Abend war das – genau die richtige Mischung aus Geschäft und Vergnügen. Bestens gelaunte Kunden, die zu einem geselligen Treffen aus London heruntergefahren waren. Heute Abend war es ein Kinderspiel: der Barkeeper, der mich sofort in der Menge ausmachte; ein Tisch, der sich wie von Geisterhand für uns leerte. Und da wir auf einer Wellenlänge waren, verlief auch das Gespräch wie geschmiert. Ich spüre es noch immer, dieses kraftvolle Gefühl von Ruhe und Beschwingtheit – beim Gehen umgibt es mich wie eine Aura von Charisma.

Ich biege um die Ecke, lasse den Strand hinter mir und gehe den Hügel hinauf, der zu unserem Haus führt. Natalie

ist wahrscheinlich schon vor dem Fernseher auf dem Sofa eingeschlafen. Ich stelle mir vor, wie ich mich hinknie, ihr die Haare nach hinten streiche, wie sich ihre Augen halb öffnen, ihre Lippen sich lautlos in den letzten Spinnweben eines Traumes bewegen. Wie sie den Kopf auf jene leicht widerspenstige Art abwendet, die ich immer noch so wahn-sinnig erregend finde.

Der letzte Song, den ich in der Bar gehört habe, kreist in meinem Kopf wie eine Plattennadel in der Auslaufrille. Zähe Schatten erheben sich aus den Seitenstraßen, und am Horizont türmen sich dunkle Wolken wie lauernde Fremde. Leise summe ich das Lied vor mich hin, schreite rasch im Takt voran, schiebe ein latentes Gefühl von Unbehagen beiseite. Noch fünf Minuten, und ich bin zu Hause.

Links, rechts, wieder links. Ich kenne diesen Weg in- und auswendig, bin es gewohnt, ihn praktisch blind zu laufen. Die vereinzelt Straßenlaternen hören irgendwann ganz auf, sodass ich die letzten paar hundert Meter in kompletter Dunkelheit zurücklegen muss. Doch dieses Mal ist es anders.

Von irgendwoher kommt ein seltsamer Lichtschein; er wabert um die Straßenecken und taucht alles in eine surreale, dämmrige Helligkeit. Und auch der Geruch ist anders – die salzige Seeluft hat sich zu etwas Erdigerem, Beißenderem verdichtet. Erst als ich die Hügelkuppe erreiche und auf die in der Senke liegenden Straßen unter mir blicke, wird mir klar, was es ist. Es brennt.

Reglos stehe ich da. Golden und rot auflodernde Flammen, verstörend lebendig, die sich in schwarzen Rauchwol-

ken auflösen. Löschfahrzeuge, die umherfahren ... Menschen, die sich aus der Ferne wie Streichholzmännchen auf das Zentrum des Geschehens zubewegen und in kleinen Grüppchen scharen – warten, gaffen. Und da renne ich los, so schnell ich kann.

Rauch dringt in meinen Mund. Er brennt in meinen vom Wind schmerzenden Augen, und als ich mit dem Handrücken über das Gesicht wische, rieselt Asche wie weicher, schwarzer Schnee auf meine Haut. Das Feuer ist so gleißend hell, dass ich kaum hinsehen kann. Es reißt die Wände auf, leckt um die Fenster, verschlingt einfach alles.

Und sie sind da drin. Mein Kind, meine Frau.

Instinktiv renne ich auf das klaffende Loch der Eingangstür zu, doch bevor ich es erreiche, umklammert eine Hand meinen Arm. Jemand schluchzt meinen Namen ... wieder und wieder. Es ist Natalie, ihr schwarzes Haar ist wirr und schmutzig, die Wangen mit Wimperntusche verschmiert. »Alex«, weint sie. »Alex, du bist daheim.«

Hinter uns ragt drohend das Haus empor, eine einzige wütende, gefährliche Wand aus Feuer. Sie weiß nicht, was sie da redet. Das hier ist alles, nur kein Heim.

Ich drücke sie fest an mich, spüre ihren vom Schock bebenden Körper an meinem, doch die Erleichterung will sich nicht einstellen. Ich halte immer noch Ausschau, suche hektisch die Gesichter in der Menge nach Jade ab. »Wo ist sie?«

Natalie holt zittrig Luft. »Ich weiß es nicht«, flüstert sie. »Ich ... Ich konnte sie nicht finden.«

Einen Augenblick lang ergeben ihre Worte keinen Sinn. Ich warte, dass noch etwas kommt ... Irgendwas, das dem Gesagten einen Sinn verleiht. Ich schaue in ihre Augen, und sie blickt verständnislos zurück. Einzelne Tränen rin-
nen über ihr Gesicht.

»Konntest sie nicht finden?«, wiederhole ich dümmlich.

»Ich habe überall gesucht«, versichert sie mit erstickter Stimme. »Überall!«

Ich drehe mich abrupt um und sehe erneut zum Haus ... zu den Flammen, die grell und beinahe comichaft in den Himmel züngeln. Und da verstehe ich. »Also ist sie noch da drin?«, schreie ich. »Meine Tochter wurde den gottver-
damnten Flammen überlassen?«

Natalie öffnet den Mund, um etwas zu erwidern, doch ich will es nicht hören. Ich weiche ihren Händen aus, die sie nach mir ausstreckt, stoße sie grob beiseite.

Ich renne auf das schwarze Loch zu, wo sich unsere Ein-
gangstür befunden hat, aber ich weiß, dass es vergebens ist. Schon auf mehrere Meter Entfernung lässt der Rauch mich husten und würgen; ich stütze mich vornüber auf die Knie, meine Augen tränen und brennen höllisch. Es ist zu spät. Jetzt noch weiterzugehen wäre reiner Selbstmord. Ein Schrei dringt aus meiner Kehle – ohnmächtig, lächerlich. Panik schießt durch mich hindurch wie Gift. Das kann es nicht gewesen sein. Es muss einen Weg geben, wie ich rein-
kommen kann.

Ich spähe angestrengt ins Innere, und diesmal sehe ich den schattenhaften Umriss eines Mannes in Helm und un-
förmiger Jacke, der sich durch die Flammen kämpft. Mir

stockt der Atem, während ich die schemenhafte Figur anstarre. Es fühlt sich an wie Stunden, doch wahrscheinlich vergehen nur wenige Sekunden, bis ich erkenne, dass er etwas in den Armen hält. Ich kann einen schmalen, blassen Arm ausmachen, der schlaff herabhängt, einen Schweif blonden Haars. *Sie ist es*. Es ist, als würde das Innere meiner Brust zermalmt, ein physischer Schmerz, den ich so nicht für möglich gehalten hatte.

Der Mann tritt mit eingezogenem Kopf aus der Feuerbrunst ... und er hält meine Tochter. Als er an die frische Luft taumelt, kann ich ihr Gesicht im Profil sehen, die tiefroten Wunde am Haaransatz. Ihre Wange ist auf wunderbare Weise heil und sauber geblieben, doch ihre Augen sind geschlossen, ihre Lippen ganz weiß, und sie bewegt sich nicht.

»Bitte treten Sie zurück, Sir.« Erneut will ich mich an ihre Seite vorkämpfen, doch die Stimme ist fest und autoritär und lässt mich innehalten. Ruckartig drehe ich mich um. Ein uniformierter Sanitäter gibt seinen Kollegen Zeichen, woraufhin sie sich rasch um Jade versammeln und mir so den Blick auf sie versperren. »Lassen Sie die Leute ihre Arbeit machen.«

»Sie ist meine Tochter.« Ich bekomme die Worte kaum heraus. Meine Augen fühlen sich wund an, und trotz der Hitze, die in der Luft liegt, zittere ich heftig.

Der Mann legt mir eine Hand auf die Schulter und drückt sie. »Sie haben sie rausgeholt«, sagt er.

Ich nicke und spüre beim Blick in die Augen dieses Fremden einen seltsamen Moment der Verbundenheit. Er

lenkt mich behutsam um die Gruppe herum; dann lässt er mich auf Armeslänge stehen, während er sich leise mit einem Kollegen unterhält. Einen Moment später bedeutet er mir vorzutreten. »Sie ist bewusstlos, atmet aber«, informiert er mich.

Seine Worte bescheren mir ein heftiges, schwindelerregendes Gefühl von Erleichterung. Ich habe keine Ahnung, ob sie berechtigt ist oder nicht, und so wie es aussieht, er ebenso wenig. Gute Nachrichten, schlechte Nachrichten. Niemand von uns weiß es.

»Was machen sie da?«, gelingt es mir schließlich zu fragen. Ein Mann ist über Jade gebeugt und führt eine schnelle Abfolge von Druckbewegungen auf ihren Brustkorb aus. Ein anderer prüft ihren Puls. Ich habe keine Ahnung, worauf all diese Maßnahmen hinauslaufen. Ob sie vergebens sind oder ob sie ihr das Leben retten werden.

Der Sanitäter drückt meinen Arm – ein kurzer unausgesprochener Ausdruck von Solidarität. »Meine Kollegen werden ihr Möglichstes tun. Sie können im Rettungswagen mit uns zum Krankenhaus fahren. Am besten gemeinsam mit Ihrer Frau – sie war ebenfalls eine ganze Weile da drin, daher wird man sie auch untersuchen wollen.«

Ich schaue mich um; Natalie wird mit tränenüberströmtem Gesicht zum Rettungswagen geleitet. Schuldgefühle und Wut durchströmen mich gleichermaßen – viel zu sehr ineinander verwoben, um sie voneinander lösen zu können. Ich nicke, folge den Männern, als diese Jade vorsichtig auf eine Trage heben und sie zum Fahrzeug bringen. Ich lasse mich hinten auf den Sitz sinken, umklammere meine

Hände, während ich ihr regloses Gesicht betrachte. Ich weiß, dass ich sie nicht berühren sollte, aber noch nie in meinem Leben wollte ich sie so sehr halten wie gerade.

Der Rettungswagen setzt sich abrupt in Bewegung, und schon rasen wir, schneller, als ich erwartet hätte, durch die Straßen. Hier hinten in dem fensterlosen Raum ist es heiß, und ich schließe die Augen unter einem heftigen Anfall von Übelkeit. Ich rieche Natalies Parfüm, jenen kühlen, verführerischen Duft, den sie immer trägt und der auch jetzt in der Luft hängt. Etwas daran triggert mich, zwingt meine Augen, sich wieder zu öffnen. Sie blickt mich wortlos an, bittet stumm um Vergebung. Die kann ich ihr zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht geben, doch ich berühre ihren Handrücken, streichle flüchtig über ihre Haut.

»Was ist passiert?«, frage ich leise, aber sie schüttelt nur den Kopf, hebt die Hände in einer seltsam hilflosen Geste, greift ins Leere, als suche sie in der Luft nach der Antwort.

»Was ist passiert?«, frage ich erneut, dieses Mal fordernder.

»Ich weiß es nicht«, antwortet sie schließlich. »Ich weiß nicht, wie es passiert ist.«

Der Krankenwagen rast schwankend weiter, die Neonröhren über unseren Köpfen flackern; ihr Licht zuckt auf und ab wie das Nachbild eines Kamerablitzes auf der Netzhaut. Natalie neben mir verlagert ihr Gewicht, beugt sich vor und faltet die Hände; mit hektisch flatternden Lidern flüstert sie vor sich hin. Ich betrachte ihr Profil, ihren angespannten Kiefer. Diese Frau mit den zitternden Händen und den trocknenden Tränenschlieren ... Meine Ehefrau, aber nicht die Mutter meines Kindes. Nicht diejenige, die

sie gesucht und gefunden hätte, ganz gleich, wo sie sich befand.

Die Zeit im Warteraum vergeht in einem völlig willkürlichen Tempo. Ich starre die Wanduhr mit dem mondgesichtigen Ziffernblatt an und verfolge den Sekundenzeiger, der seine Runden beschreibt – jedes Ticken nachdrücklich und zäh, auf das Zehnfache seiner Dauer ausgedehnt. Dann wieder wende ich den Blick gefühlt kaum länger als eine Sekunde ab, und plötzlich ist eine halbe Stunde verstrichen.

Immer noch sehe ich vor meinem geistigen Auge Jade auf der Intensivstation liegen, umgeben von blinkenden Maschinen und surrenden Apparaturen, von Ärzten, die um sie herumschwirren. Das Bild ist gestochen scharf und statisch, grell vor Schmerz. Als ich es in meinem Kopf nicht mehr hin und her zu wenden vermag, schalte ich schließlich komplett ab. Ich sitze einfach nur da und starre die Dinge um mich herum an: die grün bezogenen, gepolsterten Stühle; die schmutzigen Risse zwischen den Fliesen; die Leute, die draußen im Flur vorbeigehen.

Nach einer Weile gehe ich zum Getränkeautomaten, betrachte das knallbunte Sortiment aufgereihter Dosen und Flaschen, krame in meiner Hosentasche und fördere das Wechselgeld von meiner letzten Getränkeunde in der Bar hervor. Ich zähle den Betrag ab, verfüttere die Münzen eine nach der anderen an den Schlitz und lausche ihrem Rasseln, drücke wahllos eine Nummer und sehe zu, wie die Dose hinabfällt. Ihr schwarz-rotes Design kommt mir lachhaft bekannt vor, aber mir fällt einfach nicht ein, wie das

Getränk heißt, bis ich die Dose an meine Lippen führe und es schmecke. Es ist bloß eine Kleinigkeit, aber sie erschüttert mich zutiefst. Innerhalb einer Stunde hat sich alles verändert.

Schon einmal habe ich mich so gefühlt – in einem anderen Krankenhaus, damals mit Heather, gegen Ende, als der Krebs ihren Körper schon ganz zerfressen hatte. Das Wissen, dass es geschehen würde, dass es *geschah*, und dass ich es nicht aufhalten konnte, hatte gereicht, um mir den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Ich weiß noch, wie ich Jade, die gerade mal fünf war, dabei zusah, wie sie auf der Kante des Krankenhausbetts spielte. Erinnere mich an ihr ordentlich gekämmtes hellblondes Haar, das hin- und herschwang, während sie ihre Spielsachen fröhlich über das Laken tanzen ließ, und an das unsichere, zaghafte Lächeln auf ihren Lippen, als sie in Erwartung einer Reaktion zu ihrer Mutter sah ... und doch nicht überrascht war, als diese ausblieb. Ich habe im Lauf der darauffolgenden Jahre viel daran gedacht, an diesen Moment, in dem ich erkannte, wie Unschuld und Wissen hinter ihren Augen um die Vorherrschaft rangen. An die sterile Kälte des Krankenhausflurs danach, als ich sie festhielt, während ihr kleiner Körper unter leisen Schluchzern bebte, weil sie auf gewisse Art verstanden hatte, dass dies der endgültige Abschied gewesen war. In diesem Moment habe ich mir geschworen, sie zu beschützen. Für immer. Und in den neun Jahren, die seitdem verstrichen sind, habe ich das auch ganz gut geschafft. Bis heute.

»Mr Carmichael?« Ein Arzt steht in der Tür, ein kleiner

indischstämmiger Mann mit gepflegtem grauem Bart und freundlichen, forschenden Augen. »Ich bin Dr. Rai. Darf ich reinkommen?«

»Ja. Ja, natürlich«, erwidere ich. Plötzlich liegt die Dose kalt und schwer in meiner Hand, und ich stelle sie ab. Ich suche in seinem Gesicht nach Hinweisen, nach etwas, das Aufschluss geben könnte. »Ist irgendwas passiert? Wie geht es ihr?«

Der Arzt bedeutet mir, Platz zu nehmen, und setzt sich dann neben mich. »Ich fürchte, ich habe keine konkreten Neuigkeiten für Sie«, entschuldigt er sich, »aber ich wollte Sie dennoch auf dem Laufenden halten. Wie Sie wissen, ist Jade bewusstlos. Sie befindet sich in einem Zustand, den ich als Koma definieren würde.«

»Koma?«, stoße ich heftig hervor. Das Wort ruft unweigerlich Bilder jahrelangen Stillstands, schleichenden, vegetativen Verfalls in mir hervor. »Warum? Was ist die Ursache?«

»Ihr aktueller Zustand ist sehr wahrscheinlich Folge einer Rauchgasintoxikation«, erklärt der Arzt. Sein Tonfall ist betont ruhig und will nicht zu dem Inhalt seiner Worte passen. »Sobald uns die Testergebnisse vorliegen, werden wir mehr wissen. Wir führen einen Gehirns캔 durch; außerdem haben wir Blut entnommen, um es auf diverse Befunde hin zu untersuchen, vorrangig jedoch schauen wir, ob eine Kohlenmonoxidvergiftung vorliegt. Nach einem Brand besteht immer ein hohes Risiko.«

»Von was für einem Risiko reden wir hier?«, frage ich, um einen ebenso ruhigen, festen Tonfall bemüht.

Der Arzt neigt zurückhaltend den Kopf, wie um anzuzeigen, dass dieses Risiko nicht leicht einzuschätzen ist. »Jade ist so weit stabil«, sagt er. »Im schlimmsten Fall kann es zu bleibenden Hirnschäden kommen. Wir haben jedoch noch keinen Grund zur Annahme, dass dies bei ihr der Fall ist. Ebenso gut ist möglich, dass das Koma durch einen Schock ausgelöst wurde und nur wenige Stunden andauern wird. Im Moment besteht nach wie vor ein breites Spektrum an Möglichkeiten, auch wenn mir klar ist, dass Ihnen das nicht viel hilft. Ich kann Ihnen nur versichern, dass wir alles tun, um ihr zu helfen, und die Probleme, je nach Verlauf, sukzessive angehen werden.«

Ich möchte ihm gerne weitere Fragen stellen, aber ich habe nicht die nötige Expertise, um zu wissen, wonach ich mich erkundigen muss. »Wann kann ich sie sehen?«, frage ich schließlich.

Er legt eine Hand auf meinen Arm. »Mr Carmichael, Sie haben eine schwere Nacht hinter sich«, erwidert er. »Sie werden Ihrer Familie am ehesten eine Stütze sein, wenn Sie sich ein wenig ausruhen. Meine Kollegen werden die nächsten Stunden ohnehin bei Jade sein, um zusätzliche Tests durchzuführen und ihren Zustand zu überwachen. Darum würde ich vorschlagen, dass Sie am Nachmittag wiederkommen, zu den offiziellen Besuchszeiten der Intensivstation zwischen vierzehn und sechzehn Uhr. Sollte sich davor aber etwas Neues ergeben, werden wir uns selbstverständlich umgehend bei Ihnen melden.«

Langsam nicke ich. Die Uhr tickt. Ich bemerke, dass ich in ihrem Rhythmus blinzele und meine Finger zuckend den

Takt in die andere Handfläche tippen. Diese Gleichzeitigkeit fühlt sich irgendwie unwirklich an, und für einen Moment frage ich mich, ob ich das alles träume. Der Arzt hat recht, ich muss mich ausruhen, aber ich kann mir nicht vorstellen, jemals wieder zu schlafen. Und dann wird mir schlagartig klar, dass ich keinen Ort mehr habe, an dem ich zum Schlafen hingehen könnte.

»Eine Dame möchte noch mit Ihnen sprechen, bevor Sie gehen«, sagt der Arzt, als hätte er meine Gedanken gelesen, »eine Vertreterin der örtlichen Wohnungsbehörde. Sie wird nach den Ereignissen heute Nacht hoffentlich für mehr Klarheit in Ihrer Situation sorgen können. Ich kann Sie zu ihr bringen, aber ich vermute mal, dass sie zuerst Ihre Frau sehen möchten.«

»Natürlich«, erwidere ich, vielleicht ein wenig zu hastig.

Der Arzt nickt. »Ich glaube, sie ist kurz an die frische Luft gegangen. Meine Kollegin hat sie bereits untersucht; sie hat keine nennenswerten Schäden davongetragen.«

»Dann schaue ich mal raus«, murmle ich und wende mich rasch zum Gehen, um meine Verwirrung zu verbergen. Denn während ich die geschäftigen, neonerleuchteten Korridore entlanglaufe und den Schildern zum nächsten Ausgang folge, wird mir klar, dass ich mir nicht sicher bin, ob ich Natalie gerade überhaupt sehen möchte. Ja, natürlich möchte ich mich überzeugen, dass es ihr gut geht, natürlich will ich das, aber ich komme einfach nicht über dieses Bild hinweg: Natalie, die inmitten der Feuersbrunst steht, wohl wissend, dass Jade sich irgendwo in diesem Inferno befindet, jede verstreichende Sekunde sie dem Tod

näher bringt ... und sich abwendet. Ich glaube nicht, dass ich das gekonnt hätte. Natürlich ist mir klar, dass es wahrscheinlich unfair von mir ist. Ich war schließlich nicht dort, und ich werde nie erfahren, wie ich mich verhalten hätte. Vielleicht gilt unser Urinstinkt doch dem eigenen Überleben, nicht dem Beschützen unserer Nächsten. Doch diese delikate Frage ist keine, mit der man sich für gewöhnlich auseinandersetzen muss, außerdem haftet ihr etwas Hässliches an – ein fundamentaler Egoismus, der womöglich bloßgelegt wird.

Kaum kommt mir das Wort in den Sinn, fühle ich mich schlecht. Nichts von dem, was Natalie in den letzten zwei Jahren getan hat, war egoistisch: ganz neu zu einer bereits bestehenden Familie aus zwei Menschen zu stoßen, sich eines traumatisierten, vom Verlust der Mutter erschütterten Kindes anzunehmen. Das Zusammenleben mit Jade ist beileibe nicht immer leicht, ganz besonders, seit die Pubertät mit aller Wucht Einzug gehalten hat. Was noch dadurch erschwert wird, dass wir nicht wissen, wie viel von ihrem Trotz und ihrer mürrischen Art normal ist und wie viel davon einen tiefer liegenden Ursprung hat – inwiefern sich die Abwesenheit ihrer Mutter nun schmerzhafter bemerkbar macht. Natalie hat sich alldem gestellt und sich derart nahtlos in ihr Leben eingefügt, dass die Risse kaum noch zu sehen sind. Und doch sind sie da, wenn auch unter der Oberfläche. Manchmal habe ich das Gefühl, dass ich das Einzige bin, was die beiden zusammenhält. Doch meistens funktioniert das Miteinander, und sehr vieles davon ist Natalies Verdienst.

Ich drücke die schwere Glastür auf, trete in die kühle Nachtluft hinaus, und als meine Gefühle sich gerade besänftigen, entdecke ich sie. Sie steht am anderen Ende des Parkplatzes, silhouettenhaft über das Metallgeländer gebeugt, und sieht auf die dahinter liegende Straße hinaus. Rauch steigt von der Zigarette zwischen ihren Fingern auf – ein winziges Glühwürmchen vor dem Hintergrund des dunklen Himmels. Ich starre den leuchtenden Punkt an, und für einen Moment sehe ich alles wieder vor mir: die Flammen, die emporlecken und die Mauern des Hauses verzehren, den Rauch, der schwarz durch die leeren Fenster quillt, das ganze Ausmaß des Geschehenen.

Als sie meine Schritte hört, dreht sie sich um. Ihre Miene ist blass und gequält, und sie blickt mich über die Entfernung hinweg an. Sie drückt die Kippe am Geländer aus, wirft sie zu Boden und verschränkt unsicher die Arme vor der Brust, während ich näher komme. Ihre Augen sind groß und glänzen, warten auf ein Zeichen von mir. Und während ich die letzten paar Meter zurücklege, schmilzt die Kälte, die sich um mein Herz gelegt hat, als ob es sie nie gegeben hätte; ich erschauere vor lauter Liebe zu ihr, und mir wird bewusst, dass ich ihre Unterstützung und ihren Trost mehr brauche denn je zuvor.

Sie mustert mein Gesicht, schlingt die Arme um mich und drückt mich fest an sich; minutenlang stehen wir einfach nur so da. Der Wind zerrt an ihrem langen Mantel, bauscht ihn auf, sodass er uns beide einhüllt.

»Es tut mir so leid«, flüstert sie. »Ich kann nicht in Worte fassen, wie es war. Die Hitze, der Schock. Ich blieb so lange

im Haus, wie ich konnte, aber ich wusste, dass ich rausmusste, oder ich würde sterben. Ich wusste es.«

Ich nicke, mein Gesicht in das weiche Haar an ihrem Kragen gepresst, und muss an das denken, was ich sie im Krankenwagen gefragt habe, an das hilflose Kreisen ihrer Hände. »Ich verstehe einfach nur nicht, wie das passiert ist«, sage ich. »Ich bin nicht böse, aber wenn du es weißt, dann musst du es mir sagen. Falls du irgendeine Idee hast ... Falls du womöglich eine Kerze hast brennen lassen oder eine Zigarette nicht ausgemacht hast. Irgendwas. Solche Sachen passieren ständig.« Vage registriere ich, wie lächerlich sich das anhört. So etwas passiert vielleicht einmal im Leben, oder aber überhaupt nicht.

Natalie schüttelt heftig den Kopf und rückt ein Stück von mir ab. »Da war nichts.« Ihre Stimme ist heiser vor Anstrengung, ihren Worten Nachdruck zu verleihen. »Es war einfach nur ein ganz normaler Abend«, fährt sie nach einer Weile fort. »Ich habe ferngesehen und ein Buch gelesen. Gegen halb zwölf habe ich auf die Uhr geschaut und bin dann auf dem Sofa eingenickt. Ich kann nicht mehr als eine halbe Stunde geschlafen haben, vielleicht sogar weniger. Ich weiß nicht, was mich geweckt hat. Aber ich habe es sofort bemerkt und konnte kaum die Augen öffnen. Ich bin mir nicht sicher, warum – wegen des Rauchs oder der Hitze oder etwas anderem.« Ich halte sie noch immer fest und spüre, wie ein abrupter, heftiger Schauer durch ihren gesamten Körper fährt. »Es war ein ganz normaler Abend«, wiederholt sie. »Wenn es etwas zu erzählen gäbe, dann würde ich es dir sagen. Das weißt du doch, oder?« Sie zit-

tert nach wie vor leicht, nagt krampfhaft an ihrer Unterlippe. Ihre Augen schimmern feucht.

Langsam nicke ich. Ich weiß, dass sie mich nicht anlügen würde. »Ich hätte nicht ausgehen sollen«, sage ich. Der Gedanke ist wie ein Messerstich mitten ins Herz. »Wenn ich zu Hause geblieben wäre, dann wäre das nie passiert.« Um Mitternacht wäre ich wahrscheinlich noch wach gewesen, hätte gesehen, was auch immer sich zugetragen hat, hätte es verhindert.

Natalie hebt hilflos die Schultern. »Das ist doch Unsinn«, antwortet sie leise.

Der Wind frischt auf und treibt das trockene Herbstlaub, das sich an der baumgesäumten Straße gesammelt hat, über den Parkplatz. Ich drehe mich um und betrachte die erleuchteten Krankenhausfenster – Reihen heller Quadrate, die aus den Schatten der Fassade hervorscheinen. Mit einem Blick auf die Armbanduhr rücke ich von ihr ab.

»Wir sollten wieder rein«, sage ich. »Der Arzt meinte, jemand wolle mit uns sprechen.« Und schon gehe ich zurück, auf das flache graue Gebäude zu.

Die Frau von der Wohnungsbehörde ist Mitte fünfzig; sie ist ein wenig rundlich, hat ergrauendes Haar, das aus einem unordentlichen Dutt hervorlugt, und abgekaute Fingernägel. Ich versuche, mich auf die Formulare mit den unnachgiebigen Fragen und Erläuterungen zu konzentrieren, die sie uns zuschiebt, aber ich habe seit vierundzwanzig Stunden nicht geschlafen, und die Informationen rauschen nur so durch mich hindurch. Mir ist jetzt schon klar, dass

ich mich morgen nur an sehr wenig von alldem hier erinnern werde.

»Nur um sicherzugehen«, erkundigt sie sich, »Sie haben dort zu dritt gewohnt? Sie beide und ... *Ihre* Tochter?« Ihr Blick huscht betreten von mir zu Natalie. Wir sind erst seit sechs Monaten verheiratet, und sie hat ihren Namen noch nicht geändert. Selbst heutzutage scheint das zu genügen, um Fragen aufzuwerfen. Umso mehr ärgert es mich, dass ihre kleingeistige, spießige Annahme korrekt ist.

»Meine Tochter«, bestätige ich, »ja.«

»Ah.« Die Frau nickt heftig und ist offensichtlich erleichtert, dass sie den Sachverhalt richtig eingeschätzt hat. »Und es handelt sich um eine gemeinsame Hypothek? Fifty-fifty?«

Trotz meiner Erschöpfung bin ich um Klarheit und Präzision bemüht, während ich zu den Details des Hypothekenvertrags aushole. Ich weiß, dass ich mich auf sicherem Terrain bewege. Eine umfassende Wohngebäudeversicherung gehörte zu den ersten Dingen, um die wir uns kümmerten, als wir zusammenzogen: Alles unter Dach und Fach bringen und schützen, was nur möglich war, lautete unsere Devise. Ich erinnere mich sogar noch, wie Natalie über unsere Pläne sprach. *Man kann ein Unglück nicht verhindern*, sagte sie, *aber man kann dafür sorgen, dass man darauf vorbereitet ist*. Zwar hat es eine Weile gebraucht, bis sich ihre These als richtig bestätigte, doch nun ist genau das eingetreten.

»Ich bin sicher, dass ich die Unterlagen problemlos besorgen kann«, schließe ich. »Für den Fall, dass sie im Feuer

zerstört wurden, sollte dennoch alles digital archiviert sein. Ich werde für Sie den Kontakt mit der Versicherungsgesellschaft herstellen.«

»Perfekt«, erwidert die Frau, kritzelt etwas in ihr Notizbuch und blickt dann wieder auf. »Aber im Moment geht es vorrangig darum, dass Sie eine Unterkunft haben. Haben Sie denn Familie oder Freunde, die in der Nähe wohnen und bei denen Sie vorübergehend unterkommen könnten?«

Verdutzt sehe ich sie an. Meine Familie, soweit vorhanden, lebt Hunderte von Kilometern entfernt in der Wildnis von Northumbria, und es ist schon etliche Jahre her, dass unser Kontakt über eine pflichtbewusst versendete Weihnachtskarte hinausging. Bei Natalie sieht es keinen Deut besser aus – ihr Vater ist längst tot, und von ihrer Mutter hat sie sich entfremdet. Die Freunde, die ich hier vor Ort habe, wohnen in schmucken kleinen Cottages, die bis unter das Dach vollgestopft sind mit ihren Besitztümern, oder aber in chaotischen Wohngemeinschaften.

»Nein«, erwidere ich etwas brüsk. Es ist nicht gerade angenehm, festzustellen, dass man über keinen Plan B verfügt.

Die Frau nickt einfach nur, als sei das zu erwarten gewesen. »Kurzfristig ist es wohl das Beste, wenn wir Sie in einem Hotel oder Bed & Breakfast unterbringen«, erklärt sie. »Wir stehen mit mehreren Unterkünften in Verbindung. Ich habe vorab einige Anrufe getätigt, damit ich Ihnen eine gewisse Auswahl anbieten kann, und wenn Ihnen eine davon zusagt, können wir auf der Stelle einen Einzug arrangieren. Natürlich steht zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht

fest, wie groß der Schaden an Ihrer Immobilie ist und wie lange die Renovierung dauern wird. Es kann also durchaus sein, dass wir uns demnächst noch nach einer anderen Option umschauen müssen. Aber hört sich das fürs Erste gut so an?«

»Ja, das klingt vernünftig.« Ich ziehe die Papiere, die sie mir über den Tisch zuschiebt, heran und überfliege rasch die kurze Liste örtlicher Hotels und B&Bs. »Ist die Lage für dich irgendwie wichtig?«, frage ich Natalie, doch sie zuckt nur die Achseln und schüttelt den Kopf. Ich überlege, ob mir die Namen etwas sagen, doch ich habe keine Bilder vor Augen. Diese Stadt ist voller Touristenfallen, und wenn man hier lebt, gehen sie in der allgemeinen Wahrnehmung unter wie weißes Rauschen. Ich entscheide mich per Zufallsprinzip für einen Namen: Sea Breeze Hotel. Die Straße kommt mir bekannt vor – ich glaube, sie liegt nicht weit vom Krankenhaus entfernt, und ich möchte so nah wie möglich bei Jade sein. »Das da, wenn es sich einrichten lässt«, sage ich zu der Frau.

Sie nickt bedächtig, wobei ihr schlaffes Kinn erzittert. »Das dürfte sich einrichten lassen, Mr Carmichael«, meint sie. »Dann rufe ich da jetzt noch mal an, um die Buchung zu bestätigen, und bestelle Ihnen im Anschluss ein Taxi. Es ist ein schönes Hotel. Sehr heimelig.« Noch während sie es sagt, presst sie die Lippen ganz kurz zusammen – ein flüchtiger Moment der Selbstkasteiung, eine innere Ermahnung, dass unser Heim nicht so einfach ersetzt werden kann.

»Schon gut«, sage ich daher beschwichtigend.

Keine Stunde später bricht die Morgendämmerung her-

ein, wir befinden uns auf dem Rücksitz eines Taxis und fahren die menschenleere Küstenstraße entlang. Ich schließe die Augen, um sie gegen das grelle Licht der aufgehenden Septembersonne zu schützen, das durch die Scheibe bricht. Häuserreihen jagen in pastellfarbenen Streifen an uns vorbei und verwischen zu einem breiigen Einerlei.

»Da wären wir«, lässt uns der Fahrer wissen und lenkt das Auto schwungvoll an den Bordstein. Ich hebe den Kopf und starre zu dem Hotel hinaus. Ja, ich habe es definitiv schon mal gesehen. Ich erinnere mich noch, dass mir die Sammlung kleiner Muscheln und vom Meer geschliffener Kieselsteine auf dem Fenstersims aufgefallen ist. Es macht einen ordentlichen Eindruck. Heimelig eben – ganz so, wie die Frau gesagt hat. Unter normalen Umständen hätte ich mich vielleicht zu einem abfälligen Kommentar über die altbackene Fassade hinreißen lassen, hätte vielleicht etwas Schickeres und Eleganteres bevorzugt. Doch gerade erscheint es mir irrelevant.

Ich klettere umständlich aus dem Taxi, folge Natalie zur Tür und warte. Es dauert nur ein paar Sekunden, bis sie mit Schwung von einem Mann um die vierzig geöffnet wird. Er hat sandblondes Haar, das ihm bis zum Kragen reicht, einen stoppeligen Dreitagebart und trägt ein himmelblaues Karohemd zu einer ausgebleichten Jeans.

»Ich habe Sie beide schon erwartet. Kommen Sie nur herein«, sagt er zur Begrüßung, während er uns über die Türschwelle geleitet. »Meine Güte, was für eine Katastrophe. Ich kann mir gar nicht vorstellen, was Sie gerade durchmachen.«

Natalie murmelt irgendwas Unverständliches, und ich nicke beipflichtend. Ich habe eigentlich keinen Nerv für Plattitüden, aber zugleich ist es doch auch irgendwie tröstlich zu wissen, dass sich das, was uns widerfahren ist, so leicht in eine Kategorie fassen lässt: eine handfeste Tragödie.

Der Mann führt uns die Treppe hinauf, schiebt eine Zimmertür auf und vollführt eine vage Handbewegung ins Innere. »Im Moment haben wir recht viel frei«, sagt er. »Saisonende, Sie wissen ja. Ich dachte, das hier könnte Ihnen gefallen. Es ist ruhig, und Sie haben eine schöne Aussicht aufs Meer, wenn Sie das denn wollen. Lassen Sie mich wissen, falls etwas nicht in Ordnung ist. Was auch immer Sie brauchen, ich werde versuchen, es einzurichten. Bloß keine falsche Bescheidenheit.« Als Nächstes will er wahrscheinlich sagen, wir sollen uns ganz wie zu Hause fühlen, nur um sogleich wieder vor diesem Fettnäpfchen zurückrudern zu müssen. Bisher war mir nie aufgefallen, wie beiläufig diese Erwähnungen von Heim und Zuhause fallen, wie oft sie achtlos in Gespräche eingestreut werden.

Ich betrete das Zimmer. Verblasste gelb gestrichene Wände, ein abgewetzter cremefarbener Teppich unter meinen Füßen. Eine kleine Lampe in Form einer Muschel und daneben eine Vase mit Blumen, auf dem Nachttisch konfettigleich verstreute blaue Blütenblätter. Die Luft im Raum ist leicht und leer. Einen Moment wird mir schwindelig – eine merkwürdige Mischung aus Übelkeit und Erleichterung.

»Dann lasse ich Sie jetzt mal in Ruhe ankommen«, sagt

der Mann. »Wenn Sie etwas brauchen, rufen Sie einfach unten an.«

Als er fort ist, gehe ich ins Badezimmer, wo Natalie sich aus dem offenen Fenster lehnt und eine weitere Zigarette raucht; ihre Hände zittern in der kühlen Morgenbrise. Sie dreht sich ein wenig und streckt mir die freie Hand entgegen, damit ich mich zu ihr geselle, aber ich schüttle den Kopf.

»Ich möchte versuchen, ein Weilchen zu schlafen«, sage ich, »bevor ich wieder ins Krankenhaus fahre.«

»Natürlich«, erwidert sie. »Ich werde kurz duschen und mich dann auch hinlegen.« Sie drückt die nur zur Hälfte gerauchte Zigarette aus und fegt sie beiseite. »Ich will das nicht mehr.« Sie kommt auf mich zu, schlüpft unter meinen Arm und drückt ihr Gesicht kurz an meine Schulter – ein kleiner wortloser Augenblick des Trosts, der mein Herz berührt.

Während sie duscht, ziehe ich die Schlafzimmervorhänge zu, doch im Raum ist es immer noch hell. Ich setze mich auf das Bett, entleere mich meines Sakkos und stülpe die Taschen nach außen; ihren Inhalt lege ich in kleinen ordentlichen Stapeln auf die Bettdecke. Eine Brieftasche, die meine Kreditkarten sowie etwa sieben Pfund Münzgeld beinhaltet. Das Handy. Den Terminplaner samt Bleistift, ein Päckchen Taschentücher, ein kleines Foto von Jade, auf dem sie lachend am Strand die Augen vor der Sonne zusammenkneift. Ein Schlüsselbund, den ich jetzt ebenso gut ins Meer werfen könnte, so wenig, wie sie mir jetzt noch nützen. Soweit ich weiß, ist das alles, was mir geblieben ist.

Meine gesamten Besitztümer, die sich bequem mit zwei Händen umfassen lassen. Der Gedanke hat auf düstere Weise etwas Faszinierendes.

Ich packe meine Habseligkeiten wieder zurück in die Taschen, dann lege ich mich hin, verschränke die Hände hinter dem Kopf und schließe die Augen. Trotz der Nervosität, die noch immer in mir pulsiert, sinke ich beinahe augenblicklich hinab und werde in ein schwarzes Loch aus Erschöpfung gesogen. Und ich wehre mich nicht dagegen.

Als ich die Augen wieder öffne und nach dem Handy greife, ist es schon nach zwölf. Ich habe beinahe sechs Stunden geschlafen. Da ist auch kein Nebel aus Zweifeln oder Ungewissheit. Nein, ich weiß ganz genau, wo ich bin, und ebenso genau, was geschehen ist. Als wäre abrupt eine Klappe über meinen Augenlidern hochgerissen worden, sodass ich aus der Dunkelheit direkt in diese beängstigende Klarheit befördert wurde.

»Scheiße«, sage ich laut. Ich tippe hektisch auf das Display ein, wähle die Nummer des Krankenhauses. Es wurden keine Nachrichten hinterlassen, aber das hat nicht unbedingt etwas zu bedeuten. In Krankenhäusern geht es schließlich chaotisch zu; da weiß die linke Hand oft nicht, was die rechte tut. Während ich dem Freizeichen lausche, denke ich an Jade, die sich mutterseelenallein an einem unbekannten Ort befindet, an dem gerade weiß Gott was geschieht, und ich bin nicht da. Wie konnte ich nur so lange schlafen?

Schließlich werde ich zu einem Arzt in der Intensivstation durchgestellt, der mir ohne Umschweife mitteilt,

dass Jade noch immer bewusstlos ist und es bisher kaum erkennbare Veränderungen gab, aber dass sie gerne mit mir die bisherigen Testergebnisse durchgehen, wenn ich dann um 14 Uhr vorbeikomme. Auf gewisse Art ist es eine Erleichterung.

Zwar sind es bis zur Besuchszeit nur noch zwei Stunden, doch diese erstrecken sich weit und öde vor mir. Neben mir liegt Natalie, die Augen geschlossen, einen Arm quer über ihrem Kopf. Die Wölbung ihrer linken Brust ist entblößt, die Haut blass und hell. Mir fällt der Anflug von Begehren ein, den ich letzte Nacht auf dem Heimweg verspürt habe, dieses dringende Bedürfnis, zu ihr zu gelangen. Ein Nachhall davon ist immer noch da – wenn auch verzerrt, wie eine schlechte Parodie seiner selbst. Ich überlege, den dünnen Stoff ihres Tops hochzuschieben und mich für ein paar Minuten in ihr zu verlieren. Doch ich bin bereits verloren, und so erscheint es mir reichlich sinnlos.

Ich erhebe mich behutsam aus dem Bett und öffne das kleine Schlafzimmerfenster, lehne mich hinaus und lasse den Blick über den Strand schweifen. Das Meer ist beinahe reglos und wird nur hier und da sacht von einer Windböe aufgeraut. Möwen gleiten über den Horizont dahin, steigen empor und tauchen hinab, als würden sie von unsichtbaren Fäden gezogen. Ein Touristen-Pärchen spaziert entspannt die Promenade entlang. Die Frau hat ein rotes Spaghettiträgerkleid an, das mich an eines von Natalie erinnert, und für einen Moment frage ich mich, ob ich sie jemals wieder darin sehen werde. Etwas in mir sträubt sich bei dem Gedanken, die Kleidungsstücke zu tragen, die wir möglicher-

weise noch aus dem Haus bergen werden. Ich kann mir gut vorstellen, dass der beißende Rauchgeruch im Gewebe festhängt, und das lässt sich wahrscheinlich nicht mal eben so mit einem schnellen Waschgang beseitigen.

Ich schlüpfte wieder in Schuhe und Jacke. Lautlos schleiche ich mich mit einem neuen Ziel vor Augen aus dem Zimmer. Ich kann in der Zeit eine Shoppingtour machen und ein paar Kleidungsstücke für meine Familie kaufen – nur um was zu haben, bis wir genauer wissen, woran wir sind. Weiß Gott eine klägliche, geringfügige Geste, aber im Moment kann ich nicht viel für Jade oder Natalie tun, und das ist immerhin etwas.

Ich gehe landeinwärts, die Western Road entlang Richtung Einkaufszentrum, wobei mir bewusst wird, dass ich seit gut einem Jahr nicht mehr dort war. Für gewöhnlich kümmert sich Natalie um diese Dinge, und schon bald weiß ich auch wieder, warum. Denn auch wenn es mir leichtfällt, ein paar grundlegende Sachen für mich zusammenzusuchen – ein paar Hemden, eine Packung Boxershorts, zwei Pullover und Hosen, eine wärmere Jacke –, so stehe ich, kaum geht es an Kleidung für meine Frau und Tochter, völlig planlos vor endlosen Reihen von Kleiderstangen und glotze sie an wie ein Idiot, da ich keinen blässen Schimmer habe, was ich kaufen soll. Farben, Muster, Stoffe und Stile sind kunterbunt durcheinandergewürfelt wie auf einem Flohmarkt, und ich kann darin keinerlei System erkennen.

Dennoch lasse ich es auf einen Versuch ankommen und rufe mir in Erinnerung, was für Kleidung Jade trägt, wenn

sie nicht die Schuluniform anhat. Eine kleine Begebenheit kommt mir in den Sinn: wie ich mit ihr durch die Stadt spaziere und sie den Kopf nach dem weich fallenden Rock eines Mädchens umdreht – das begehrlische Glühen in ihren Augen, als sie meinen Arm drückt. Der Rock war hellblau, glaube ich, und mit kleinen Pailletten übersät. *Hey, Dad, der ist echt hübsch, oder? So einen könntest du mir doch zum Geburtstag schenken. Oder auch einfach nur so.* Ich weiß noch, wie wir lachten und ich angesichts der Unverfrorenheit ihrer Bitte laut schnaubte. Aber so ein Rock ist nun mal nichts, was man an einem normalen Tag zu Hause trägt oder ins Krankenhaus mitbringt. Je länger ich so dastehe, die blecherne Musik aus den Lautsprechern scheppert und die grellen Lichter über mir flackern, desto mehr gerate ich in Panik. Was für ein Vater bin ich eigentlich, dass ich mich verdammt noch mal nicht einmal daran erinnern kann, was meine Tochter gerne anzieht?

»Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?«, meldet sich eine Verkäuferin zu Wort. Sie sieht nicht viel älter aus als Jade, und für einen Moment überkommt mich ein stechender, irrationaler Anflug von Eifersucht – dass sie hier steht, mit ihren strahlenden Augen, quietschvergnügt in ihrem bunten Outfit, während meine Jade bewusstlos auf der Intensivstation liegt.

Ich unterdrücke das Gefühl und zwingen mich zu einem freundlichen Lächeln. »Ich suche bloß ein paar ganz grundlegende Sachen für meine Tochter«, erwidere ich. »Sie ist vierzehn, hat ungefähr Größe 36, glaube ich. Ich bin etwas aufgeschmissen.«

Das Mädchen erbarmt sich, und bevor ich michs ver-
sehe, scheucht sie mich quer durch den Laden, präsentiert
mir verschiedene Kleidungsstücke, und ihre Zuversicht
färbt auf mich ab. Mit zwei prall gefüllten Einkaufstaschen
ziehe ich von dannen – größtenteils Jeans und langärme-
lige Oberteile, außerdem ein paar Sachen für Natalie. Bei
ihr bin ich mir schon sicherer, was ihr gefallen wird. Ich
quelle förmlich über vor Stolz, als ich auf die Taschen hin-
absehe und beschwingt Richtung Strand zurückschendere.
Meine Messlatte für persönliche Erfolge liegt im Moment
verdammt niedrig.

Mir bleibt noch immer eine Stunde, also beschließe ich,
einen Spaziergang am Meer einzulegen, bevor ich ins
Hotel zurückkehre, und die frische Luft zu genießen. An
diesem Strandabschnitt gibt es nur wenig oder gar keinen
Sand, und die Sohlen meiner Schnürschuhe rutschen zwi-
schen den Steinen, wodurch ich nur langsam vorankomme.

Ich passiere den kleinen Strandkiosk, der offenbar das
ganze Jahr geöffnet hat. Der Besitzer, ein älterer grauhaar-
iger Mann mit stattlicher Wampe und rot gestreifter Schür-
ze, starrt aus glasigen Augen aufs Wasser hinaus. Mein
Blick bleibt an den sich bauschenden Tüten voller rosa
Zuckerwatte hängen, die vom Dach des Kiosks baumeln
und im Wind hin und her schaukeln, und ich frage mich, ob
ich wohl eine kaufen sollte. Mir ist leicht schwindelig, und
ich weiß, dass ich darauf achten sollte, bei Kräften zu blei-
ben, doch irgendwie erscheint Essen gerade seltsam irrele-
vant. Der Mann äugt in meine Richtung und zieht fragend
die Augenbrauen hoch, doch ich schüttle zur Antwort bloß

den Kopf, wende mich ab und spaziere Richtung Meer. Ich schlendere am Wasser entlang, betrachte die wogende See. Kurz ist mein Geist ganz leer, und ich stehe bloß still da, während der Wind mir ins Gesicht weht und die Wellen in ihrem unermüdlichen Rhythmus aufsteigen und wieder fallen.

Da läuft ein Prickeln über meinen Rücken, bei dem sich mir sämtliche Nackenhaare aufstellen – jenes seltsam ursprüngliche Gefühl, wenn man weiß, dass der Blick eines Fremden auf einem ruht. Und so bin ich dann auch nicht weiter überrascht, als ich mich umdrehe und sehe, dass ich tatsächlich nicht alleine bin. Ein Mann steht reglos am anderen Ende des Strandes, von wo ich gerade gekommen bin. In der Sonne ist er nur als Silhouette zu erkennen. Ich kann zwar sein Gesicht nicht sehen, aber irgendwas an der Haltung seiner Schultern, seines Körpers verrät mir, dass er mich beobachtet.

Ich starre zurück, hebe halb die Hand – ob fragend oder warnend, weiß ich selbst nicht so recht. Er verharrt noch einen Moment so, dann dreht er sich um und entfernt sich mit langsamen, bedächtigen Schritten über den Pier. Er sieht nicht zurück. Ich überquere den Strand diagonal und erreiche die Straße am Ampelübergang. Doch als ich dort ankomme, ist er längst verschwunden.

Auf dem Rückweg zum Hotel sage ich mir, dass es nicht weiter verwunderlich ist, wenn ich gerade etwas paranoid bin. Immerhin befinde ich mich in einer Ausnahmesituation – da ist es nur natürlich, dass meine Instinkte aufs Äußerste geschärft sind. Wie um meine These zu bestätigen,

erschrecke ich beinahe zu Tode, als das Handy in meiner Tasche laut zu klingeln beginnt.

Rasch melde ich mich. »Hallo?«

»Mr Carmichael? Hier spricht Dr. Rai.«

»Ja?« Ich werfe einen Blick auf meine Armbanduhr, doch es ist immer noch gerade mal zwanzig nach eins. Ich habe erst vor knapp über einer Stunde mit dem Krankenhaus telefoniert. »Ist irgendetwas passiert?«

»Jade hat das Bewusstsein wiedererlangt«, berichtet der Arzt, und bei diesen Worten lasse ich den Atem, von dem mir nicht mal klar war, dass ich ihn anhalte, hörbar aus meiner Lunge entweichen. »Natürlich ist sie weiterhin sehr geschwächt, und wir müssen nach wie vor diverse Tests durchführen, daher werden wir sie zur Beobachtung mindestens noch ein paar Tage hierbehalten müssen. Aber es ist eine überaus positive Entwicklung, dass sie doch recht schnell wieder zu sich gekommen ist.«

»Das sind großartige Neuigkeiten«, antworte ich, kaum in der Lage, auf die negativen Inhalte seiner Aussage zu achten. Erst jetzt, da ich weiß, dass es nicht passieren wird, wird mir meine insgeheime Angst bewusst, dass sie vielleicht nie wieder ihre Augen öffnen würde. »Ich bin gleich da«, füge ich hinzu und höre, wie meine Stimme bricht. Doch ausnahmsweise schäme ich mich nicht dafür. Wenn es jemals eine Zeit für Emotionalität gab, dann jetzt.

Auf der Suche nach einem Taxi eile ich die Hauptstraße entlang; erst als ich eines angehalten habe und schon darin sitze, fällt mir Natalie ein. Ich schicke ihr rasch eine Nachricht, um ihr die gute Neuigkeit mitzuteilen, und schlage

vor, dass wir uns im Krankenhaus treffen; innerhalb von Sekunden schreibt sie, dass sie sofort aufbricht. Ich betrachte die zahlreichen Küsschen und Ausrufezeichen, die sie hinzugefügt hat, und spüre, wie auch die letzten verbliebenen Reste des Gifts in meinem Herzen sich verflüchtigen. Ja, Natalie ist vielleicht nicht ihre Mutter, aber sie liebt Jade aufrichtig. Wir werden das hier gemeinsam durchstehen, wir drei.

Diesen Satz wiederhole ich innerlich immer wieder, während das Taxi mich zum Krankenhaus fährt. Dort angekommen, ist es mir beinahe gelungen, diesen nagenden kleinen Gedanken niederzudrücken, der seit dem Feuer ständig in mir aufkeimt: Als es hart auf hart kam und ich mit meiner Frau vor dem brennenden Haus stand, da haben wir nicht zusammengehalten, nicht an einem Strang gezogen. Nein, ich habe ihr die Schuld gegeben, habe ihr Fehlverhalten vorgeworfen. Meine erste instinktive Reaktion war nicht Einigkeit, sondern Spaltung.

Jade liegt auf dem Rücken, das Gesicht der Tür zugewandt; als sie mich lächelnd auf sich zukommen sieht, flackert zur Antwort ein schwaches Leuchten darin auf. Langsam, fast bedächtig blinzelt sie; dann streckt sie eine bandagierte Hand über dem weißen Laken aus.

»Hi, Dad«, begrüßt sie mich.

»Liebes.« Ich setze mich neben sie und streichle sanft mit den Fingerspitzen über ihren Arm. »Gott sei Dank, du bist aufgewacht. Ich bin so froh, dich zu sehen.« Worte kratzen noch nicht einmal an der Oberfläche dessen, was ich

sagen möchte. Ich spüre all diese Emotionen in mir aufsteigen, die meinen Hals zuschnüren, in meinen Augen brennen, doch ich weiß, dass es zu viel für Jade wäre, ihnen freien Lauf zu lassen, dass es sie sogar erschrecken könnte, weshalb ich meine Gefühle runterschlucke und meine Tochter einfach nur möglichst zuversichtlich anlächle. »Wie geht es dir?«, frage ich. Ich denke an das kurze Gespräch, das ich gerade mit Dr. Rai geführt habe, und an die Namen und Resultate der Tests, die ich mir kaum merken kann. Sein Bericht erschien mir nicht besonders aufschlussreich und wenn überhaupt nur vage beruhigend. Beschämt wird mir klar, dass ich mir einfach nur wünsche, dass meine Tochter mir in die Augen sieht und mir sagt, dass sie wieder gesund wird.

Sie rollt den Kopf von einer Seite zur anderen, während sie überlegt. »Ich weiß es nicht.«

Ich unterdrücke meine Enttäuschung. »Ich habe dir ein paar Klamotten mitgebracht.« Ich öffne die Einkaufstaschen von meiner Shoppingtour und breite einige der Sachen auf dem Bett aus wie ein Magier, der seine Objekte vorführt. »Natürlich kann ich nicht garantieren, dass sie der letzte Schrei sind, und wahrscheinlich wirst du nicht gerade ...« Ich unterbreche mich an der Stelle. »... *todscheck darin aussehen*.« Irgendwas an dem Ausdruck hat immer noch diesen schalen Beigeschmack, als könnte man damit das Schicksal herausfordern.

Sie scheint weder mein Stocken noch meinen scherzhaften Tonfall zu registrieren. »Danke.«

Ihre Stimme klingt matt und hat etwas Distanziertes an

sich; mir wird klar, dass sie noch gar nicht ganz bei sich ist. Ich sollte behutsam mit ihr sein und die Dinge langsam angehen, aber vielleicht will sie kein belangloses Geplänkel; zudem fühlt es sich verlogen an, das Unausgesprochene so im Raum stehen zu lassen. »Weißt du ...? Erinnerst du dich daran, was passiert ist?«, frage ich zögernd.

Jade nickt sofort. »Das Feuer.« Einen Moment blickt sie in den Sonnenstrahl, der zwischen den Vorhängen hereinfällt. Winzige Staubpartikel wirbeln glitzernd in der Luft. »Ich hatte Angst«, sagt sie. »Ich wusste nicht, was ich tun soll. Da drin war es so heiß.«

»Ich weiß, mein Schatz«, murmle ich und spüre zugleich, wie hilflos das klingt. »Natalie sagt, sie hat dich gesucht, aber nicht gefunden. Wo warst du denn?«

»Ich habe mich versteckt«, antwortet sie so leise, dass ich mich nach vorne beugen muss, um sie zu verstehen. »Ich war in meinem Zimmer. Im Kleiderschrank.«

Stirnrunzelnd sehe ich ihr ins Gesicht, sehe den Ernst in ihren dunkelblauen Augen. Es scheint fast so, als würde sie darauf warten, dass ich die Lücken zwischen ihren Worten fülle. »Wegen des Feuers?«, frage ich schließlich. »Du hast dich versteckt, weil du davor Angst hattest?«

Nachdrücklich schüttelt sie den Kopf. »Wegen dem Mann«, flüstert sie.

»Der Feuerwehrmann?«, frage ich. Doch sofort weiß ich, dass das nicht stimmen kann. Die Feuerwehr kam später, nachdem Natalie nach ihr gesucht hatte, und darüber hinaus ergibt es keinen Sinn, sich vor jemandem zu verstecken, der einen retten will.